

Teil 2

Joe, Julian, Tunya, Fabian, Simeon, Hannah, Christine

**»JOE, WARUM MUSS DAS
LEBEN FÜR DICH
KEINEN SINN
ERGEBEN?«**

Sein Gedächtnis ist wie eine grosse Bibliothek. Kaum ein Gesicht hat er je vergessen, auch wenn die Begegnung nur flüchtig war und bereits 50 Jahre zurückliegt. Manche nennen Joe einen Einsiedler, andere ein Unikat und einige einen realitätsfremden Weltverbesserer. Ich nenne ihn einen Geschichtenerzähler, wie er im Buche steht. Mit seinen 70 Jahren blickt Joe auf ein reiches Leben voller Abenteuer zurück und offenbart, warum er mit stoischer Gelassenheit in Vergangenheit und Zukunft blickt.



1 – Ausgangslage

Die Tür des Einfamilienhauses steht bereits offen, als ich auf das Grundstück einbiege. Am Eingang halte ich inne und klopfe an den Türrahmen, um mich bemerkbar zu machen.

»Hallo Alex, freut mich«, sagt er und kommt mit langsamen Schritten auf mich zu.

»Hallo Joe.«

Ich trete ein und beginne, meine Schuhe auszuziehen.

»Die kannst du anbehalten, wir gehen in den Wintergarten. Ich habe den Ofen befeuert, es ist warm, aber der Fussboden ist kühl.«

Ich gehe am Esstisch vorbei in den Raum, bei dem zwei Fronten nur aus Glas bestehen. Das gibt den Blick frei auf ein grosses Stück Rasen. Drei Laubbäume lassen ihre kahlen Äste im Wind treiben. Vor mir steht ein Tisch, darauf sind zwei Gläser und eine Wasserkaraffe vorbereitet.

»Du kannst dich hier auf diesen Stuhl setzen. Ich mache das immer so, dass die interviewte Person im Licht sitzt.«

»Du meinst im Sinne von Rampenlicht?«, frage ich, während wir Platz nehmen.

»Im Sinne von Ausblick. Ich lasse meinen Blick nach draussen schweifen und gebe meinen Gedanken den nötigen Raum, um sie formulieren zu können.«

»Bist du jemand, der viel dasitzt und nachdenkt?«

»Das kommt regelmässig vor, soeben geschehen vor einer Viertelstunde, kurz bevor du angekommen bist. Dein Projekt nennt sich The 7 Memories, du beschäftigst dich mit Erinnerungen. Dabei fragte ich mich: Was haben Erinnerungen genau für einen Hintergrund? Meine Antwort darauf war, dass es zwei Extreme gibt. Das eine Extrem ist die Verbindung mit Emotionen. Je stärker die Emotionen in einer gewissen Situation, desto besser erinnerst du dich an sie. Das zweite Extrem ist die Hardware, wie ich es nenne. Schulzeugnisse, Fotos, Urkunden, Tagebücher ... alles, was einen Fakt oder ein Erlebnis belegt. Klare Erinnerungen liegen demnach entweder starken Emotionen, Belegen oder beidem zugrunde. Und dann dachte ich über die Dimensionen nach. Wenn ich dir von jedem meiner Lebensjahre bloss hundert Ereignisse, sprich Erinnerungen, schildern würde, kämen wir auf über sechstausend. Das ist eine Menge, das ist die Ausgangslage, vor der wir hier sitzen.«

»Hundert Erinnerungen pro Jahr scheinen zwar wenig, aber hast du nicht lange Phasen in deiner Vergangenheit, wo alles ineinander verschwimmt? Monate, in denen sich wenig in deinem Leben getan hat und du keine genauen Erinnerungen daran hast?«

»Das ist gleichzeitig meine Stärke und mein Laster. Ich vergesse kaum je eine Begegnung, kaum je ein Gesicht oder ein Erlebnis. Du könntest bei mir die Schublade »Reisen« aufziehen und ich könnte dir von 120 Reisen erzählen. Ich bin so viel in

Europa herumgefahren, ich kenne fast jeden Kilometer Autobahn, und ich erinnere mich daran, spätestens, wenn ich dort ein zweites Mal entlangfahre.«

»Darum dein Vorschlag mit dem 1. April 1992?«

»Genau, einer der skurrilsten Tage meines bisherigen Lebens. Meine Schilderungen belaufen sich auf einen überschaubaren Zeitraum von 24 Stunden. Ich dachte mir, dass du von solch einer Ansammlung von Absurditäten innerhalb eines Tages wohl kaum bisher gehört hast.«

»Du meinst, dass wir nicht zu viele Schubladen öffnen sollten?«

»Du kannst es versuchen, vielleicht gelingt es dir, meine Geschichte in einem geeigneten Rahmen zu erzählen.«

Ich nicke langsam vor mich hin, eher eine Bestätigung gegenüber mir selbst.

»Gut«, sage ich, »dann lass uns mit dem 1. April 1992 beginnen.«

2 – Ein skurriler Tag

»In meinem Leben hatte ich drei Ehen. Die erste blieb kinderlos, die zweite brachte zwei Kinder hervor, die dritte ebenfalls. Ich hatte stets Frauen, die rebellisch eingestellt waren. Diese Beschreibung traf ebenso auf mich zu. Bereits ab meiner Jugendzeit habe ich mich als asozial betrachtet, den Revoluzzer-Gedanken habe ich nie ganz abgelegt. Da meine dritte Ehefrau, die kurz vor besagtem Tag im April hochschwanger war, sich intensiv mit Naturheilkunde und Alternativmedizin befasste, lag es nahe, dass wir uns für eine Hausgeburt entschieden. Das war damals überaus unüblich, was sich bereits beim Gespräch mit der Ärztin zeigte. Sie hatte Respekt vor Komplikationen und vergewisserte sich mehrmals, ob wir eine Hebamme dabei haben werden. Dass überhaupt eine Ärztin anwesend sein musste, lag im Falle von Sauerstoffmangel begründet. Damals waren Sauerstoffflaschen im Einsatz, die nur von einer dafür ausgebildeten Person benutzt werden durften. Damit war die Lage klar, dass bei der anstehenden Geburt meines viertes Kindes mindestens vier Personen anwesend sein würden: meine damalige Freundin, ich, die Hebamme und die Ärztin. Da wurde uns bewusst, dass unser Badezimmer zu klein war.«

»War das deine damalige Freundin oder dritte Ehefrau?«, werfe ich ein.

»Freundin und baldige dritte Ehefrau. Wir hatten noch nicht geheiratet, davon werde ich sogleich erzählen.«

»War es nicht üblich, vor einer anstehenden Geburt zu heiraten? Vor allem zu jenen Zeiten?«

»Sicherlich, aber wie gesagt, wir wollten das tun, was ausserhalb der Norm lag. Wir schreiben also den 1. April, wo du überall Scherzartikel liest und dir jede absurde

Geschichte zweimal anhörst, bevor du sie glauben willst. Um fünf Uhr morgens setzten überraschend die Wehen ein, damit hatten wir nicht gerechnet. Termin war der 10. April. Sofort machte ich mich daran, meinen zuvor gefassten Plan umzusetzen und im Wohnzimmer das Schwimmbecken aufzubauen, in dem normalerweise meine Kinder plantschten. Das kannst du dir ja vorstellen, das Becken hatte zwei-einhalb Meter Durchmesser und stand zwischen Pflanzentöpfen, Couch und Esstisch. Ich liess warmes Wasser ein. Auf halber Höhe war jedoch der Boiler leer, da kam nur noch kalt. Das kann doch nicht wahr sein, dachte ich und stellte kurzerhand einen Kessel Wasser auf den Herd. Die Miene meiner Freundin wechselte zwischen Verzweiflung und Belustigung. Nach zehn Kesseln war das Schwimmbecken halbwegs voll.«

»Und das eingelassene Wasser bereits lauwarm.«

»Du sagst es, ich weiss nicht, wie wir uns das vorgestellt hatten. Es war Alptraum und Realität zugleich. Glücklicherweise ging alles gut, kurz nach acht Uhr war das Kind geboren. Damit fing der Tag jedoch erst an, denn anschliessend tätigte ich einen wichtigen Anruf an das Gemeindeamt. Ich teilte dem Herrn Eptinger mit, dass wir soeben eine Hausgeburt hatten und nun Folgendes erledigen müssen:

Erstens wollen wir unsere neugeborene Tochter anmelden. Zweitens müssen wir klären, welchen Familiennamen sie tragen soll. Und drittens wollen wir nachmittags um sechzehn Uhr in unserem Wohnzimmer heiraten. Natürlich dachte der werthe Herr, dass ich Scherze mache.«

»Vor allem konntet ihr doch nicht so kurzfristig heiraten ...«

»Kurzfristig war das nicht, den Termin hatten wir bereits Monate zuvor reserviert. Der 1. April war Absicht, um der Bürgerschaft zu zeigen, dass wir es nicht ernst nehmen. Wir haben immer gesagt, wenn wir heiraten, dann nur an dem Tag. Dass an diesem zufälligerweise unsere Tochter zur Welt kommt, damit hatten wir nicht gerechnet. Hierbei kommt mir ein skurriles Detail in den Sinn. Nach der Geburt folgt wie gewöhnlich die Plazenta – die Nachgeburt. Wir standen da und fragten uns, was wir mit diesem schwabbeligen Ding anstellen sollen. Entsorgen, einfrieren? Da wir im Erdgeschoss eines neu gebauten Blocks wohnten, beschloss ich kurzerhand, den Spaten zu nehmen und die Plazenta im Garten neben einer Blocksteinwand zu vergraben. Noch heute liegt sie dort begraben, oder zumindest das, was von ihr übrig ist. Es ist ein Symbol der Erde, dieser Ort ist für mich heute noch heilig. Seither habe ich mir viele Gedanken rund um den Lebensanfang eines Menschen gemacht. Ich trage stets eine Kopie meiner Geburtsurkunde im Geldbeutel. Für mich ist das eine Philosophiefrage über meine Identität, weil ... also ist das in Ordnung, wenn ich kurz ausschweife?«

Ich nicke.

»Wenn jemand geboren wird, stelle ich mir manchmal die Szenerie vor, wie um den Säugling herum eine Handvoll Personen stehen: Eltern, Hebamme, Ärztin. Sie

**»JULIAN, WIE KANNST
DU NACH ALL DEM,
WAS ICH GETAN HABE,
BLOSS SO GUT GELAUNT
SEIN?«**

Eines Abends, im Alter von 24, versucht Julian seine Mutter anzurufen. Doch sie geht nicht ans Telefon und bleibt auch Wochen später verschwunden. Drei Jahre ist ihr Suizid mittlerweile her, vorangegangen waren zehn Jahre des stetigen Abstiegs in eine Alkoholsucht, die eigentlich keine war. Julian erzählt, wie seine Kindheit ihn geprägt hat und wie wütend und gleichzeitig hilflos er seiner Mutter als junger Erwachsener gegenüberstand. Als er schliesslich in ihrer Wohnung drei Briefe findet, bricht die bisher schwierigste Zeit seines Lebens an.



Kapitel 1

»Hast du mal in Betracht gezogen, eine Therapie zu machen?«

Julian denkt kurz nach. »Das wäre nicht das Richtige für mich. Ich suche Menschen, die Ähnliches erlebt haben. Aber wie willst du diese Menschen finden?«

An einem Sommerabend 2021 stehen wir auf dem Kirchplatz und lassen den Blick über die Dächer schweifen. Nur kurz kommen wir auf Julians Vergangenheit zu sprechen, denn eigentlich treffen wir uns aus einem anderen Grund. Ich hatte ihm ein paar Ratschläge für den Kauf einer Fotokamera gegeben, worauf er mich grosszügigerweise zum Essen einlud. Kennen tue ich ihn zu diesem Zeitpunkt erst ein paar Monate, wobei »kennen« das falsche Wort ist. Von aussen wirkt der kräftige, junge Mann mit den weichen Gesichtszügen eher verschlossen, doch dass dies nur so scheint, sollte sich mir bald zeigen.

Zuhause fällt mir ein, dass ich ihn aus Neugierde gefragt hatte, ob er sich regelmässig mit jemandem trifft, worauf er verneinte. Er habe Mühe, Menschen im romantischen Kontext an sich ranzulassen. Diese Worte bleiben mir im Gedächtnis, und so komme ich Wochen später zum Schluss, dass seine Geschichte an die Öffentlichkeit muss.

»Komm gerne vorbei und wir reden, solange es dauert«, schreibt er mir.

Ich denke, der Tod seiner Mutter hat ihn feinfühlicher gemacht. Aber wissen tue ich das nicht, und will auch nicht, dass er das beantwortet, als er diesen Text vor der Veröffentlichung durchliest. Ich muss nicht alles ergründet haben.

»Müde kam ich von der Arbeit nach Hause«, erzählt er. »Es war ein Dienstag oder ein Mittwoch im Februar vor drei Jahren. Ich ass was Schnelles, liess mich aufs Sofa fallen und beschloss, sie anzurufen. Manche Telefonate führte ich eher aus Pflichtgefühl, denn zu diesem Zeitpunkt war das Vertrauen zwischen uns bereits unwiderruflich geschädigt. Ob meine Mutter sich dessen überhaupt so richtig bewusst war, weiss ich nicht. Unser Verhältnis war früher besser gewesen, aber die Zwischenfälle in den letzten Jahren hatten dazu geführt, dass ich ihr gegenüber immer wortkarger und distanzierter geworden bin. Die Bindung zu meinem Vater dagegen hatte sich verstärkt, wir gingen zusammen ins Fitness, redeten über Autos, besuchten das Kino oder tranken Kräuterlikör in der Bar nebenan. Manchmal sprachen wir über meine Mutter, die vor langer Zeit die Frau meines Vaters gewesen war. Aber egal, wie stark mir die Situation gerade zu denken gab, ich machte die Dinge bevorzugt mit mir selbst aus. Vor und nach ihrem Tod.

Meine Mutter ging nicht ran. Nichts Aussergewöhnliches. Manchmal rief sie zurück oder schrieb eine Nachricht, sobald sie sah, dass ich angerufen hatte. An diesem Abend jedoch blieb eine Reaktion aus. Ebenso am nächsten und am übernächsten

Tag. Zwar hatte ich mir inzwischen versprochen, ihre Probleme nicht mehr an mich ranzulassen, trotzdem drifteten meine Gedanken während der Arbeit zunehmend zu ihr. Ob sie vielleicht wieder notfallmässig in eine Psychiatrie eingeliefert worden war? Es konnte ein paar Tage dauern, bis man als Angehöriger Bescheid bekam. Und ich glaubte mich zu erinnern, dass Patienten das Handy die ersten Tage nicht benutzen durften. Darum rief ich meine Grosseltern und meinen Vater an, aber auch sie wussten nichts von einer Einlieferung. Eine vage Vermutung drängte sich auf. Mein letzter Besuch lag nur ein paar Tage zurück, da schien sie in relativ guter Verfassung gewesen zu sein. Oder hatte ich mich getäuscht? Unwahrscheinlich, denn ich kannte meine Mutter wie kaum jemand sonst.

Schliesslich wollte ich wissen, was los war. Am Abend des dritten Tages klingelte ich an ihrer Wohnungstür. Ich wartete, klingelte nochmals. Dann klopfte ich.

»Mama, bist du da?« Stille.

Ihr Küchenfenster war dunkel, ebenso dasjenige des Schlafzimmers. Seltsam, dachte ich, sie ging abends selten noch raus, denn einen Freundeskreis hatte sie sozusagen keinen mehr. Ich überlegte, ob sie vielleicht bei Debbie war, ihrer damaligen Freundin, doch das war unwahrscheinlich, da die beiden ihre Beziehung vor kurzem beendet hatten.

Auf der Rückfahrt kreisten meine Gedanken um die möglichen Szenarien. Wie oft hatte ich versucht, ihr zu helfen? Wie oft hatte sie weinend vor mir gesessen, hatte sich entschuldigt, hatte wie ein Häufchen Elend gewirkt? Es war mir egal geworden, das schlechte Gewissen hatte ich abgelegt. Ich konnte ihr nicht helfen, das konnte nur sie selbst. Und doch war ich ihr Sohn, auf den sie wahnsinnig stolz war. Ich betrachtete den Anhänger, den sie mir damals nach Bestehen der Autoprüfung geschenkt hatte und der noch immer an meinem Rückspiegel hin und her baumelt. Zuerst verband mich mit diesem schlichten schwarzen Kreuz nur die Ästhetik. Doch mittlerweile ist er auch ein Glücksbringer.

Ich fuhr zu Debbie, die nach wie vor einen Zweitschlüssel zur Wohnung meiner Mutter besass. Ziemlich nervös fuhr ich sogleich wieder zurück; allein und im Bewusstsein, dass ich eigentlich nicht in die Wohnung sollte. Aber ich wollte Klarheit haben. Vielleicht hätte ich ihren Nachbarn zuerst reinschicken können, aber das konnte ich nicht verantworten. Und auf meine Grosseltern oder meinen Vater wollte ich nicht warten.

Ich klopfte nochmals, hoffte, meine Mutter würde doch noch öffnen. Schliesslich drehte ich den Schlüssel, öffnete die Tür jedoch nur einen Spaltbreit. Mir kam der bekannte Geruch ihrer Möbel entgegen. Langsam vergrösserte ich die Öffnung, schaute von ausserhalb Stück für Stück weiter in Richtung des Wohnzimmers. Es drang nur wenig Licht durch die Fenster, aber genug, um festzustellen, dass meine

»CHRISTINE, WIE HAT ER ES GESCHAFFT, ZURÜCK NACH HAUSE ZU KOMMEN?«

Nach einem Hirninfarkt konnte ihr Ehemann weder gehen, essen noch sprechen. Seine Heilungschancen waren ungewiss. Über zwei Jahre lang setzte sich Christine unermüdlich dafür ein, dass er zurück ins Leben findet. Sie scheute nicht davor zurück, unkonventionelle Wege zu gehen und zeigt damit auf eindruckliche Weise, was bedingungslose Liebe für sie wirklich bedeutet.



Kapitel 1

»Vor mehr als acht Jahren gab es einen Tag, ab dem ich meinen Mann sechs Jahre lang keinen vollständigen Satz mehr aussprechen hörte. Zuvor hatten wir ausschweifende Diskussionen geführt, unsere Gefühle in Worte gepackt, einander Sehnsüchte und Ängste anvertraut, und plötzlich, als wäre ein Schalter umgelegt worden, gehörte dies der Vergangenheit an. Wir mussten lernen, auf unsere eigene Weise miteinander zu kommunizieren. Monate nach diesem einen Tag gab es Momente, in denen ich ihn vor einer schönen Kulisse in der Natur fotografierte, manchmal im Selfie-Modus, mit meiner Wange an der seinen. Dann verzog er das Gesicht zu einer Grimasse, hob in mahrender Weise die linke Hand und rollte mit den Augen.

›Thomas, von dir kriege ich wirklich kein vernünftiges Foto hin, witzelte ich jeweils. ›Schau es dir an, wir wirken wie eine Zirkusnummer.« Dann wippte er auf seinem Rollstuhl hin und her und nickte mit dem spitzbübischen Lächeln, das ihn ausmachte.

Dieser eine Tag veränderte alles in unserem Leben. Es war sein 58. Geburtstag, den ich mir anders vorgestellt hatte, als durch die Tür eines Krankenhauses zu schreien.

Zwölf Stunden zuvor war ich die Treppe runtergerannt und hatte ohne zu zittern die Notrufnummer gewählt. Meine Gedanken waren klar gewesen, die Fragen der Zentrale hatte ich mit gefestigter Stimme beantwortet. Sie kamen mit Blaulicht, die Szene wirkte so, als wäre ich in einem Traum gefangen. Ich wollte nicht wahrhaben, dass sie Thomas auf eine Trage legen und in den Wagen schieben. ›Sie können in einer Stunde nachkommen, sagten sie und fuhren in Richtung Stadt davon. Die Sirene klang ab und verstummte schliesslich ganz.

Kurz danach bekam ich die Information, dass Thomas' Lage schlimmer war als gedacht. Sie wussten nicht, wie stark seine Wirbelsäule verletzt ist. Somit verlegten sie ihn noch in dieser Nacht nach Ulm auf die Intensivstation. Ich sollte zu Hause bleiben und abwarten. Mein kurzer, aber tiefer Schlaf wurde um ein Uhr morgens vom Klingeln meines Handys unterbrochen. Hellwach erklärte ich dem Arzt, dass mein Mann im Falle der Notwendigkeit keine lebensverlängernden Massnahmen wünscht. Dann blieb ich schlaflos, ohne zu weinen. Manchmal drehte ich den Kopf zur Seite, in die Richtung, wo Thomas normalerweise lag. Nun war dort nur sein unberührtes, kaltes Kissen. Das Leben hatte für uns eine Entscheidung getroffen, die zu treffen wir nicht in der Lage waren. Das ging mir immer wieder durch den Kopf.

Einige Stunden später erhielt ich die erlösende Nachricht, dass ich ihn auf der Intensivstation besuchen kann. Beim Verlassen des Hauses warf ich einen Blick

zurück und überlegte, ob ich sein Geschenk mitnehmen wollte: drei Jonglierbälle, die in einem bunten Säckchen verpackt auf dem Tisch lagen. Resigniert schüttelte ich den Kopf und löste mich vom Gedanken, meiner eigenen Erwartungshaltung gerecht zu werden.

Er war wach, als ich in den Raum voller elektronischer, piepsender Geräte trat. Lange war es her, dass ich eine Intensivstation von innen gesehen hatte. Ich spürte die Schwere, mit der die Menschen hier um ihr Überleben kämpften. Ein junger Krankenpfleger schenkte mir ein gütiges Lächeln, als er an mir vorbeiging und mich zurückliess. Unsicher schaute ich mich um. Der Raum war mit grünen Vorhängen in zwei Bereiche geteilt, in einem davon befand sich sein Bett, auf das ich mit leisen Schritten zuing.

›Hallo Thomas‹, flüsterte ich, und er sah mich mit seinem weichem Blick an, den ich nur allzu gut kannte. Es schien mir in diesem Moment eines der wenigen Merkmale zu sein, die ihm geblieben waren. In seinen Augen sah ich, dass er wusste, wer ich bin. Eine Erleichterung ging durch meinen Körper, klang jedoch ab, als ich seine Erscheinung genauer betrachtete. Sein Körper wirkte steif, die Trachealkanüle an seinem Hals war beängstigend. Diverse Schläuche und Kabel führten von Geräten und Beuteln zu seinen Armen und zu seiner Brust. Am unteren Ende des Betts entdeckte ich einen Blasenkatheter.

Wie ich mich in diesem Moment genau fühlte, ist schwierig zu beschreiben. War es Hilflosigkeit, weil das einzige, was er zu bewegen imstande schien, seine Augen waren? Oder hatte ich Schuldgefühle, weil ich all die Jahre zu wenig hartnäckig gewesen war? Mein Kopf war ein Strudel voller wirrer Gedanken, Fragen und Bilder. Bilder, wie Thomas bis zwölf Stunden vor diesem Zeitpunkt als Mensch gewesen war. Wie wir fast jede Woche die kleine Kapelle im Wald besuchten, zur Decke emporschauten und die Stille auf uns wirken liessen. Thomas war ein feinfühlig Mensch, er konnte am Familientisch sitzen, und wenn alle gegangen waren, zu mir sagen: ›Leo und Annina haben sich zerstritten, hast du das gemerkt?‹

›Nein, wie kommst du darauf?‹ erwiderte ich dann.

Er würde mit den Schultern zucken, so als wäre seine Feststellung eine augenscheinliche Beobachtung und erläuterte auf mein Nachhaken, dass die beiden normalerweise vertraute Blicke austauschen. So kannte ich meinen Ehemann: Ihm entging selten eine Botschaft zwischen den Zeilen, selten ein Detail, das sich im Hintergrund als deutlich mehr entpuppte. Er erahnte Wendungen, bevor sie eintrafen.

Nach ein paar Sekunden, in denen ich still und regungslos vor ihm gestanden war, nahm ich einen Stuhl und setzte mich an seine rechte Seite. Sein Atem ging schwer, die Trachealkanüle gab durch den Luftstrom ein regelmässiges einschnappendes

Geräusch von sich. Ich überlegte, ob ich seine mit einem Injektionsschlauch versehene Hand drücken konnte, doch ich hatte Respekt vor seiner Reaktion – einer ausbleibenden Reaktion. Stattdessen sagte ich zu ihm: ›Thomas, ich habe heute ein Reh gesehen, als ich zu dir gefahren bin. Zuerst stand es wie angewurzelt auf der Wiese beim Brunnen zu Beginn der alten Dorfstrasse, dann sprang es ins Dickicht neben dem alten Holzhaus. Weisst du wo?‹

Erwartungsvoll schaute ich in seine blauen Augen, woraufhin er ein paar Mal hintereinander schnell blinzelte.

›Meine Qi Gong-Stunde mit den Kindern ist gestern übrigens richtig erfolgreich verlaufen. Die Eltern fragten mich, ob ich auch Erwachsenenkurse anbiete. Es ist so gekommen, wie du es mir empfohlen hast: die Kinder immer mal wieder darauf aufmerksam machen, mir zuzuschauen. Dann können sie die Bewegungen für sich am besten umsetzen. Nach einer Stunde waren sie richtig stolz auf sich.‹

Wieder blinzelte er ein paar Mal hintereinander, und so viel ich ihm auch von den leichten Dingen meines Alltags erzählte, so blieb das Blinzeln seine einzige Reaktion. Es brach mir das Herz, doch ich widerstand dem Drang, ihn und damit mich zu bemitleiden. Ich fragte mich, ob es jemals wieder so sein würde wie früher. Ich fragte mich, wie gross Thomas' Heilungschancen waren. Doch in diesem Augenblick wollte ich nur bei ihm sein, denn ich war mir sicher, dass er sich darüber freute, mich zu sehen und dass ich zu ihm sprach.

So vergingen die ersten drei Tage. Ich kam um acht Uhr morgens und ging um acht Uhr abends. Stets erzählte ich ihm von meinem Frühstück, meiner Hinfahrt, unserer quirligen sympathischen Nachbarin, von meinen Lieblingsbüchern, und manchmal blieb ich still und sah ihm beim Schlafen zu.

Bis ich am Nachmittag des vierten Tages aus keinem bestimmten Grund meinen Stuhl anstatt auf die rechte auf die linke Seite seines Betts stellte. Und da drehte sich sein Kopf ein Stück zur Seite, sodass er mich direkt anschauen konnte.

›Thomas, du kannst ja doch mehr als zu blinzeln,‹ sagte ich überrascht.

Noch am selben Tag sass ich im Zimmer des Neurologen.

›Für Ihren Mann existiert die rechte Seite seines Körpers nicht. Der Infarkt in der linken Gehirnhälfte hat dazu geführt, dass die Signale nicht mehr an die Muskeln gesendet werden.‹

›Wird er sich jemals wieder uneingeschränkt bewegen können? Worauf muss ich mich einstellen?‹

›Dazu kann ich Ihnen schlicht keine Aussage machen. Jeder Mensch ist anders, es gibt nichts, was es nicht gibt. Ich habe Leute hier rausgehen sehen, von denen wir überzeugt waren, sie würden lebenslang an den Rollstuhl gebunden sein. Dann gab es Leute, die noch Wochen später keinerlei Fortschritte zeigten.‹

Entgeistert schaute ich ihn an, spürte die Kälte, die sich in mir ausdehnte. In diesem Moment gab es nichts, woran ich mich festhalten konnte.

An diesem Abend blieb ich länger als sonst bei Thomas. Durch das Fenster beobachtete ich den Schneeregen, der sich in der Dämmerung auf die Strassen niederlegte.

›Thomas, flüsterte ich schliesslich. Er schaute mich fragend an. ›Es wird anders werden. Nicht schlechter oder besser, einfach nur anders.‹

Thomas nickte unmerklich.

Wenn ich heute darüber nachdenke, bin ich froh, dass mir der Neurologe keine Antwort gegeben hat. So blieb alles offen. Ich erinnerte mich an die asiatischen Lehren, die mich schon seit Jahren begleiten und faszinieren, und die immer wieder zum selben Schluss kommen: Wir begrenzen uns stets selbst.

Am folgenden Tag, noch bevor ich in Thomas' Zimmer ging, sprach ich auf der Station mit Ruth, einer Pflegerin. ›Thomas versucht immer wieder, den Blasen-katheter rauszuziehen,‹ sagte sie zu mir. ›Ich musste seinen Arm am Bett fixieren. Nun versucht er es mit seinem Fuss, doch wir wissen nicht, woher er weiss, wo sich der Katheter befindet.‹

›Ich werde aufmerksam sein,‹ antwortete ich.

Vor dem Bett blieb ich stehen. Wie üblich erwartete mich Thomas mit sanftem Blick, der heute ein Stück energischer schien. Er wirkte voller Tatendrang. Sein linker Arm wand sich in der Schlinge, die Ruth ihm verpasst hatte. Ich schritt vor, sodass ich seinen Blasen-katheter sah. Ich stutzte: Tatsächlich versuchte er mit den Zehen seines linken Fusses selbstsicher danach zu greifen, obwohl sein Blick nicht bis zum unteren Teil des Bettes reichte.

›Thomas, du darfst den Katheter nicht rausziehen,‹ sagte ich zu ihm, als ich mich auf den Stuhl setzte. ›Du kannst noch nicht zur Toilette.‹ Doch es nützte nichts, stur machte er weiter und da konnte ihn niemand davon abbringen, das las ich an seiner entschlossenen Miene ab. Ich warf einen resignierten Blick nach draussen, die Sonne schien an diesem Tag kräftig durch das Fenster, und da begriff ich plötzlich, warum Thomas so selbstsicher seinen Fuss bewegte. Er sah sein Spiegelbild im Fenster. Dieser Moment gab mir viel Hoffnung, denn ich war mir nie ganz sicher gewesen, wie viel er von der Aussenwelt tatsächlich mitbekommt. Ob er nur auf meine Stimmlage reagierte oder ob er den Sinn meiner Sätze verstand. Nun hatte ich Gewissheit, dass in Thomas' Kopf noch ganz viel funktionierte. Ab diesem Moment beschloss ich, mehr für ihn zu tun, als bloss neben ihm zu sitzen.

Am nächsten Tag sprach ich wiederum mit Ruth: ›Ich möchte meinem Mann helfen. Wir haben früher zusammen Qi Gong praktiziert, er ist begeistert davon. Was